

Ines Eberl ist Juristin und Krimiautorin. Sie wurde in Berlin geboren und studierte Rechtswissenschaften in Salzburg. Nach ihrer Promotion forschte sie am Institut für Europäische Rechtsgeschichte zur Zeitgeschichte, heute arbeitet sie in einer Anwaltskanzlei und schreibt erfolgreich Kriminalromane. Ines Eberl ist Roundtable-Mitglied der International Thriller Writers und gehört der englischen Crime Writers' Association an.
www.ineseberl.com

INES EBERL

Boandlkramer

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Isabelle und Viktor

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: mauritius images/imageBROKER/
Florian Bachmeier
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Carlos Westerkamp
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2017
ISBN 978-3-7408-0048-2
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
AVA international GmbH, Autoren- und Verlagsagentur.

*Oui! telle vous serez, ô la reine des grâces,
Après les derniers sacrements,
Quand vous irez, sous l'herbe et les floraisons grasses,
Moisir parmi les ossements.*

*Alors, ô ma beauté, dites à la vermine
Qui vous mangera de baisers,
Que j'ai gardé la forme et l'essence divine
De mes amours décomposés!*

Charles Baudelaire, »Une Charogne«

PROLOG

Der Wind wehte bereits den ganzen Tag um die Kapelle. Wie ein böser Geist strich er um die mittelalterlichen Mauern, kroch durch die Schlitze unter dem Dach, umspielte das Kreuz mit dem hölzernen Christus und fand seinen Widerhall in den Erkern und Mauernischen, sodass ein körperloses Flüstern die abgestandene Luft in dem Kirchenraum erfüllte.

Simon Becker, der sich an seinem Arbeitsplatz in der Krypta befand, die viele Meter unter dem Niveau der Kapelle lag und nur durch einen Mauerdurchbruch und eine lange Treppe mit ihr verbunden war, hörte die geisterhaften Stimmen nicht. Vielleicht hätte er sie auch nicht wahrgenommen, wenn sie oben im Altarraum auf ihn eingestürzt wären. Er war Kriminalbiologe, Einsätze an seltsamen Orten gewohnt und als Wissenschaftler ohnehin unempfindlich für übernatürliche Erscheinungen und Aberglauben.

Allerdings hatte Simon, wann immer er sich in der Krypta aufhielt, das Gefühl, dass dieser Platz anders war als alle Plätze, an denen er bisher gearbeitet hatte. Schon beim ersten Eintritt war ihm ein eigentümlicher Hauch entgegengeschlagen, der sich wie Atem anfühlte, überraschend und irritierend zugleich, als hauste außer den Skeletten noch etwas anderes unter der Erde. Etwas, das nicht in eine Grabstätte gehörte und das sich bereit machte, seinen Weg von den Toten zu den Lebenden zu finden.

Die Luft in der Krypta war trocken und stickig.

Hierher waren seit Jahrhunderten weder Sonne noch Regen vorgedrungen. Staub lag auf dem festgetretenen Lehm, der den ursprünglichen Fels bedeckte, und auf den vier Holzsärgen und drei Steinsarkophagen, die sich links und rechts des schmalen Ganges reihten. Namen und Jahreszahlen, die darauf standen, waren kaum noch leserlich. Auf einer marmornen Sargplatte ruhte noch ein ausgebleichter Blumenkranz, der aussah, als könnte er bei der geringsten Berührung zu Staub zerfallen. *Erde zu Erde, Staub zu Staub*. Alle, so hatte sich Simon überzeugt, enthielten die ordentlich aufgebahrten Gebeine längst Verstorbener.

Nur einer nicht.

Es war einer der Marmorsarkophage, der mit geöffnetem Sargdeckel an der hinteren Wand der Krypta stand. Daneben befand sich ein Klappisch mit verschiedenen Arbeitsutensilien, auf dem er griffbereit auch Stifte, ein Diktiergerät, eine kleine Kamera und einen Teil seiner Aufzeichnungen platziert hatte.

Simon stellte die Baulampe vorsichtig auf eine Tabelle mit Luftfeuchtigkeitsmessungen und drehte sie so, dass ihr Schein in den offenen Sarg fiel.

Nachdenklich fuhr er mit dem Zeigefinger den rauen Marmorrand des Sarkophags entlang und ließ seinen Blick über dessen Inhalt wandern. In vermoderte Stoffbahnen gehüllt lag dort das Skelett eines Erwachsenen, der Größe nach zu schließen war es wohl das eines Mannes. Der Hinterkopf war auf ein Strohkissen gebettet. Die über der Brust gefalteten Hände hatte man ihm für die Ewigkeit mit einem Rosenkranz umschlungen. Jetzt wand sich die Schnur durch die blanken Handknochen. Ein kleines Silberkreuz schimmerte im schwachen Licht zwischen den schwarzen Holzperlen. Vielleicht war der Mann ein Priester gewesen. In jedem Fall musste er von hoher Geburt gewesen sein, denn nicht nur das Material für seine letzte Ruhestätte war kostbar, in die Seitenwände des Marmorsarges waren auch Pflanzen und Fabeltiere eingemeißelt.

Die Identität des Verstorbenen würde sich wohl nie mehr feststellen lassen, aber immerhin sprach die Auffindungssituation für eine ordentliche Bestattung. Was man von der jungen Frau, deren Leichnam sich in seinem Schoß krümmte, nicht behaupten konnte. Sie berührte Simon in besonderer Weise.

Ihr Körper war nicht verwest, sondern zur Mumie vertrocknet. Das kurze Büßerhemd aus grobem Leinen war mit dunklen Flecken übersät. Lange schwarze Haare umflossen ein zerschlagenes Gesicht. Ihre noch etwas kindlichen Hände mit den abgekauten Fingernägeln waren in einer fast flehenden Geste geöffnet, die Finger gebrochen, die Handgelenke von kaum verheilten Fesselungsspuren gezeichnet.

In ihrer Hilflosigkeit und Verletzlichkeit rührte die Tote an Simons Beschützerinstinkt. Es waren nicht nur die Umstände

ihres Todes, die ihn erschreckten. Sie war zu Lebzeiten schwer misshandelt worden, der sichtbare Teil ihres Körpers übersät mit alten und frischen Wunden: Ein Teil ihrer Verletzungen war bereits am Abheilen gewesen, als man sie wohl erneut der Folter unterzogen hatte. Wer war sie gewesen? Eine Kindsmörderin, der man kein christliches Begräbnis zugestanden hatte? Dann hätte man ihre Leiche in der Nähe des Hinrichtungsplatzes verscharrt. Als Hexe wäre sie wohl verbrannt worden.

Mitleidig betrachtete Simon die schmalen Handgelenke und die Narben, die schmerzhaft festgezurrte Stricke hinterlassen hatten. Die Haut wirkte so unendlich zart, und die Adern, die sich wie das Geäst eines Baumes auf der Innenseite bläulich verzweigten, waren überraschend deutlich zu erkennen. Als hielte der Schlaf und nicht der Tod die junge Frau in seinen Armen. Der Eindruck von Leben war so echt, dass Simon dem Impuls widerstehen musste, einen Finger auf die weiße Haut zu legen, um sicherzugehen, dass darunter kein Puls klopfte. Irritiert fuhr er sich mit der Hand über die Stirn. Irgendetwas war anders als sonst.

Und dann erkannte er das Unnatürliche, das ihn störte.

Es war die Ader, die über die Innenseite des Unterarmes in Richtung des Herzens kroch. Dick und prall schimmerte sie durch das Leichengewebe. *Rot*. Es sah aus, als wäre sie noch immer mit Blut gefüllt. *Flüssigem Blut*. Simons Kehle wurde eng. Auf einmal hatte er das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Doch er unterdrückte den Impuls, die Treppe hinauf- und ins Freie zu laufen, und nach wenigen Augenblicken gewann wie immer sein Forschergeist die Oberhand.

Der Kreislauf der jungen Frau war vor Jahrhunderten zusammengebrochen, ihr Blut hatte binnen Stunden nach ihrem Tod gestockt. Trotzdem war die Farbe ungewöhnlich, und es konnte nicht schaden, der Sache auf den Grund zu gehen.

Simon beugte sich tiefer über die Mumie, nahm die verräterische Ader genauer in Augenschein. Ja, das sah tatsächlich nach Leben aus. Der Erhaltungszustand der jungen Frau war wirklich unglaublich. Er richtete sich wieder auf und überlegte kurz. Dann wählte er sorgfältig ein Skalpell aus.

Es war nicht der erste Schnitt in Leichengewebe, den er vornahm, aber als er diesmal die scharfe Klinge ansetzte, zitterte seine Hand. Zu stark war das Gefühl, einen lebenden Menschen zu verletzen. Er verdrängte den verstörenden Gedanken, schrieb ihn seiner Aufregung und der seltsamen Atmosphäre in der Krypta zu. Dann senkte er die Spitze des Skalpells in das Gewebe und machte einen kleinen Einschnitt.

Zuerst war es nur ein Tropfen, der wie eine dunkle Perle aus der pergamentartigen Haut quoll. Doch als Simon entsetzt das Skalpell aus der Wunde riss, füllte sie sich sofort mit Blut, und ein Rinnsal lief über den kindlichen Unterarm und färbte das alte Leinen des Totenhemdes rot.

Als schlug in der Mumie noch immer ein Herz.

EINS

Adam Minkowitz' Entschluss, sich für sein neues Leben einer Schönheitsoperation zu unterziehen, war sein Todesurteil. An einem frühlinghaft warmen Märztag, zwei Wochen, vier Tage und elf Stunden vor seiner Ermordung, spazierte er über den Grünmarkt in der Salzburger Altstadt.

Die Sonne schien von einem strahlend blauen Himmel. Es war noch kühl für Mitte März, aber es lag schon eine Ahnung des kommenden Sommers in der Luft. Die Obst- und Gemüsestände bogen sich unter ihrer bunten Last, und in den Zinkeimern steckten dicke Sträuße von Tulpen und Narzissen. Besonders die Osterglocken gefielen Adam. Mit ihrem leuchtenden Gelb erweckten sie in ihm den Eindruck, er sei von lauter Gold umgeben. Der Gedanke erinnerte ihn daran, dass er nun ein reicher Mann war, und zauberte ein Lächeln auf sein angespanntes Gesicht.

Vor einem Stand mit Ostereiern, bemalten und bestickten, zum Anheften oder mit einem Scharnier zum Öffnen, blieb er stehen. Die Eier und das Osterfest waren ein Zeichen, standen für Wiedergeburt und Auferstehung. Auf einmal kam es ihm wie ein gutes Omen vor, dass er ausgerechnet jetzt vor seiner eigenen Umwandlung stand.

In seiner Tasche steckte ein Geschenk für Julia. Der Juwelier hatte es in blaues Seidenpapier gewickelt, aber nun stach Adam ein grün-goldenes Gänse-Ei in die Augen, das wie von Fabergé gestaltet aussah und das man aufklappen konnte.

Adam zeigte auf das Ei. »Das hätte ich gern«, sagte er zu der Verkäuferin hinter dem Stand und griff in seine Jackentasche nach ein paar Geldscheinen.

Die Frau nahm das Gänse-Ei und öffnete es. Es war mit elfenbeinfarbener Seide ausgeschlagen. »Achtzig«, sagte sie. »Das ist eine echte Blattgoldauflage.« Sie legte das Ei behutsam in eine Schachtel.

Adam reichte ihr einen Hundert-Euro-Schein und steckte das Päckchen ein. »Passt schon«, sagte er und ging weiter.

Die Erinnerung an das erfreute Gesicht der Frau nahm er als ein weiteres gutes Omen mit. Jetzt gab es ohnehin kein Zurück mehr, und er spürte Aufregung und Vorfreude. Sein zweites Leben lag vor ihm. Er hatte es verdient. Die leise warnende Stimme, die er in der letzten Zeit manchmal zu hören meinte, hatte er zum Schweigen gebracht.

Adam hatte lange auf diesen Tag hingearbeitet. Heimlich, stetig, unaufhaltsam. Hatte durch tadellose Arbeitshaltung vielleicht aufkommendes Misstrauen im Keim erstickt. Sein gefahrvoller Weg hatte ihn genau hierher geführt.

Er blieb stehen und warf einen Blick auf seine Uhr.

Es war kurz vor drei, und er hatte es nicht eilig. In gemächlichem Tempo setzte er seinen Weg fort.

Das Vorgespräch mit seiner Chirurgin sollte erst um halb vier in ihrer Villa in Anif stattfinden. Sie war viel beschäftigt und ihr Terminkalender entsprechend voll. Am Abend würde er sich mit Julia zum Dinner treffen. Sie wusste von der bevorstehenden Operation und billigte sie. Natürlich hörte sie nie auf zu beteuern, dass zweiunddreißig Jahre Altersunterschied nichts bedeuteten und sie ihn liebte.

Bei dem Gedanken musste Adam lächeln.

Er war nicht naiv. Seine Beziehung zu Julia beruhte auf Angebot und Nachfrage, und solange beide Seiten damit zufrieden waren, gab es daran nichts auszusetzen. Außerdem hatte Julia ihm Dimitra Todorov empfohlen. Julias Cousin arbeitete als Assistenzarzt bei ihr, und die Liste ihrer prominenten Patienten war eindrucksvoll. Dr. Todorov operierte in einem luxuriösen Privatsanatorium, das abgeschieden in den Salzburger Bergen lag. Das garantierte Ruhe, Erholung und Diskretion für die prominenten Patienten. Vor allem auf Letzteres kam es Adam an. Der bevorstehende Eingriff sollte die Zäsur zwischen seiner narbenreichen Vergangenheit und der makellosen Zukunft werden.

Jetzt hatte er den Residenzplatz erreicht. Die Hände locker in die Taschen seines Jägerleinensakkos gesteckt, wandte er sich nach links, den Taxiständen am Museum Carolino Augusteum zu. Im Vorübergehen ließ er seinen Blick über die aufwendig gestalteten Barockfassaden wandern.

Dicht an dicht standen die Häuser auf dem Fundament einer geschleiften mittelalterlichen Stadt. Großmannssucht hatte Obdach und Leben zerstört, um auf ihren Trümmern eine prachtvolle Residenz zu errichten. Das Rom des Nordens. All der Prunk und Glanz hatten die Armut, die mit Gras überwucherten Plätze, den Anblick der Bettler und der Siechen jedoch nie verbergen können.

Auch Adam konnten die kunstvollen Fassaden nicht blenden. Von Berufs wegen hatte er einen Einblick in die prekäre Finanzlage manch angesehenen Bürger dieser Stadt, die geborgten Wohlstand zur Schau trugen. Es lag ihm fern, sich über seine Kunden zu erheben. Denn wenn seine Operation erst gut überstanden war, würde auch er eine schöne Larve tragen, die das Unansehnliche dahinter verbarg.

Adam selbst bewohnte eine Zwei-Zimmer-Wohnung in einem renovierten Altstadthaus, gleich hinter dem Bürgerpital. Sie war nur gemietet, auch wenn ihm der Kauf immer wieder angeboten wurde und er sie natürlich jederzeit hätte erwerben können. Aber eine Eigentumswohnung in dieser Lage hätte unnötige Aufmerksamkeit erregt. Zudem hatte er seine beiden Zimmer bewusst spartanisch eingerichtet. Keine Antiquitäten, aber auch nichts zu Billiges. Kaufhausmöbel in heller Holzoptik und preiswerte und bestimmt von Kinderhand geknüpfte Teppiche. Dieser Gedanke bedrückte ihn zuweilen. Obwohl gerade ihm, so ehrlich war er zu sich selbst, kein moralisch erhobener Zeigefinger zustand. Aber Kinderelend rührte an sein Herz. An die Wände hatte er ein paar Drucke mit Toskana-Motiven gehängt. Alles war glatt, austauschbar, ließ keine Rückschlüsse auf den Besitzer zu. Immer wenn er am Abend im kalten Schein der Deckenlampe auf dem Sofa saß, sagte er sich, dass sein Warten nun bald ein Ende hatte. Die langen Jahre des Verstellens waren vorüber.

Eingesponnen wie in einem Kokon hatte er ausgeharrt, eine hässliche Raupe, die nur darauf harrte, sich in einen schönen Schmetterling zu verwandeln.

Das Image, das er an seinem Arbeitsplatz in der Bank pflegte, war das eines kultivierten und bescheidenen Mannes, seriös bis

in die letzte Faser seines Ichs. Mehr scheinen als sein, so lautete sein Motto. Aus guter Familie, leider verarmt.

In Wirklichkeit stammte er aus einem Tourismusort und aus kleinen Verhältnissen, hatte neben seiner Banklehre am Abend in den großen Hotels dazuverdienen müssen. Am Ende hatte sich aber gerade diese Tätigkeit für seinen Werdegang als äußerst nützlich erwiesen. Denn er hatte Gelegenheit gehabt, die reichen Gäste zu studieren, ihr Auftreten, ihre Sprache, ihre Umgangsformen. Er hatte ihren geheimen Code entziffert, den Stallgeruch inhaliert, an dem sie sich gegenseitig erkannten und mit dem sie sich zuordneten. Vor allem hatte er gelernt, Echtes von Falschem zu unterscheiden. Altes Geld verband er ab jetzt immer mit Bescheidenheit und Wohlerzogenheit. Der Stammgast, der den Portier jedes Jahr nach dem Wohlergehen seiner Familie fragte, genoss das meiste Ansehen und den besten Service. Wer den Kellner schikanierte, um die eigene Wichtigkeit herauszukehren, demaskierte sich als Parvenü und wurde verachtet.

In der Bank setzte Adam das Gelernte um.

Seine Kleidung war penibel gepflegt, aber nie neu, und nur der Schnitt verriet den guten Schneider. Auffällige Markenembleme, die Trophäen des neuen Geldes, vermied er wie der Teufel das Weihwasser. Seine goldene Armbanduhr aus einer Schweizer Traditionsmanufaktur zeigte Patina und war fünfzig Jahre alt. Er hatte sie in Wien aus zweiter Hand im Dorotheum gekauft. Ein Erbstück, erklärte er stets gerne und bescheiden auf Nachfragen.

Natürlich war manchmal die Versuchung groß, sein wachsendes Kapital anzugreifen, sich etwas zu gönnen. Aber aus seinem Umgang mit reichen Bankkunden wusste er, dass es eine bestimmte Summe brauchte, um bis zu einem fernen Todestag angemessen leben zu können.

Sein einziger Schwachpunkt war Julia.

Sie passte nicht in das Bild des biedereren Junggesellen. Aber Adam war auch nur ein Mann, und niemand aus der Bank hatte sie je zusammen gesehen. Darauf achtete er penibel. Julia war dreiundzwanzig, eine schöne, langbeinige Brünette, keins von den Mädchen, die immer zu leicht angezogen aussahen. Ihr Vater war Landarzt irgendwo im Bayrischen, und sie studierte Psycho-

logie in München, allerdings ohne allzu großen Ehrgeiz und wohl nur so lange, bis sie ihre beruflichen Pläne ohne Gesichtsverlust für eine lukrative Partie aufgeben konnte. Diese Partie, da machte Adam sich nichts vor, sollte er sein. Es war ihm recht, denn in seinem neuen Leben wollte er eine Frau mit Stil und Erziehung. Julia würde an seiner Seite *bella figura* machen. Wochenendtrips nach London, Rom und Paris, Übernachtungen in teuren Hotels sowie das eine oder andere großzügige Geschenk hatten Julia von der Existenz des reichen und seriösen Bankers überzeugt. Wenn alles gut ging, brauchte sie die Wahrheit nie zu erfahren.

Adam hatte den Taxistand erreicht und warf erneut einen Blick auf die Uhr. Inzwischen war es zehn Minuten nach drei. Er stieg in den ersten Wagen in der Reihe und nannte dem Fahrer die Adresse in Anif.

Eine Viertelstunde später entließ ihn das Taxi in einer stillen Vorortstraße, die von neu erbauten Villen hinter hohen Mauern gesäumt war. Die Gebäude waren neu und repräsentativ, und Kameras blinkten an allen Hausecken. Es waren keine Attrappen, wie Adam mit professionellem Blick feststellte. Wer es hierher geschafft hatte, wollte seinen frisch erworbenen Wohlstand sichern.

Hinter der Mauer, die das Grundstück von Dr. Todorov umgab, schillerte hellgrünes Birkenlaub in der Frühlingsbrise. Auf einem Ast hockte eine Krähe. Sie beobachtete Adam aus schwarzen Knopfaugen und flog auch nicht weg, als er knapp an ihr vorbei zu dem grünen Gartentor ging. Er vermied es, zu dem Tier hinaufzusehen, ekelte sich vor dem starken Schnabel und dem ölig glänzenden Gefieder. Aasfresser, dachte er, Galgenvogel. Auf einmal erschien ihm die unerwünschte Begegnung wie ein böses Vorzeichen. Dabei war er sonst nicht abergläubisch. Aber eine Gesichtsoperation barg unzweifelhaft Risiken. Anscheinend war es mit seiner inneren Ruhe doch nicht so weit her, wie er sich glauben machen wollte.

Schnell trat er an das kleine Messingschild neben dem Tor. »Todorov«, stand darauf. Kein Vorname. Kein Titel. Keine Berufsbezeichnung. Sehr stilvoll. Und diskret. Er hob das Gesicht

zu der Videokamera, die auf einer Stange über ihm hing, und drückte auf den Klingelknopf.

Nach wenigen Sekunden sprang das Tor auf und gab den Blick auf eine gelbe Walmdachvilla frei. Mindestens vierhundert Quadratmeter Wohnfläche, dachte Adam anerkennend und nun wieder ganz Banker, Kaufsumme im Millionenbereich. Er gestand sich ein, dass ihn dieser zur Schau getragene Reichtum beruhigte. Die Patienten von Dr. Todorov mussten mit ihrer chirurgischen Arbeit zufrieden sein, wenn sie ihr mit der Bezahlung ihrer Honorare dieses Leben ermöglichten.

An der Tür erwartete ihn ein junger Mann in weißem Polo-hemd, weißer Hose und Mokassins. Aus eisblauen Augen musterte er Adam kühl, ehe er sich als Sebastian und Dr. Todorovs Assistent vorstellte. Sein Ton legte eine Assistenz am Operationstisch nahe. Angehender Chirurg? Nein, dafür war er eindeutig zu jung. Sprechstundenhilfe mit Hang zu Höherem, dachte Adam und folgte dem jungen Mann durch einen langen Gang, dessen Wände Kelims und bulgarische Volkskunst zierten.

Die Tür, die Sebastian schließlich öffnete, führte in einen warm erleuchteten Raum. Es war ein Salon, kein Untersuchungszimmer, wie Adam es von seinen bisherigen Arztbesuchen kannte.

Weißer Sofas gruppierten sich vor einem Kamin, auf dessen Sims silbergerahmte Fotografien prominenter Gesichter mit persönlichen Widmungen standen. An den apricotfarbenen gestrichenen Wänden hing naive Kunst, ganz offensichtlich eine Sammlung. Auf glänzenden Glastischchen waren frische Blumen, Bücher und Silberschalen mit rot und gelb glänzenden Osteriern arrangiert. In weißen Bücherregalen stand Fachliteratur, aber auch Belletristik. Adam fühlte sich durch die elegante und kultivierte Atmosphäre beeindruckt und beruhigt zugleich.

Eine schlanke Frau, die bei Adams Eintritt an einem Schreibtisch gesessen hatte, stand auf und kam ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. Sie trug eine graue Flanellhose, eine weiße Bluse und keinen Schmuck, wie Adam sofort bemerkte. Das schwarze Haar fiel ihr offen auf die Schultern und umrahmte ein kräftiges Gesicht mit hohen Wangenknochen. Sie war wohl um die

fünfzig, aber das gedämpfte Licht schmeichelte ihren eher harten Zügen und ließ sie jünger wirken.

»Herr Minkowitz«, sagte Dimitra Todorov. Ein leichter slawischer Akzent ließ ihre Stimme weich klingen, überdeckte aber nicht die ihr innewohnende Autorität. »Sie kommen auf Empfehlung von Julia Gimborn.« Das war eine Feststellung. »Ich habe mit ihrem Vater studiert, ewig lange her. Ihr Cousin ist übrigens mein Assistenzarzt.«

»Julia hat davon gesprochen.«

»Sind Sie schon lange mit den Gimborns befreundet?« Sie ging zu der Sitzgruppe am Kamin und wies auf ein Sofa.

Adam dachte an Julia. »Es ist eine sehr persönliche Beziehung«, sagte er. »Ja, das kann man so sagen.«

Dr. Todorov antwortete mit einem professionellen Lächeln, war in Gedanken offensichtlich schon woanders.

Adam nahm Platz, und sie setzte sich ihm gegenüber mit dem Rücken zu den Terrassentüren. In dem Licht, das über ihre Schulter auf Adam fiel, betrachtete sie aufmerksam und gleichzeitig diskret sein Gesicht.

»Es geht also um ein Facelift«, sagte sie. »Habe ich Julia da richtig verstanden?«

Adam machte eine angemessen verlegene Miene. »Wie Sie das so sagen, klingt es etwas unseriös.«

»Nein, nein, gar nicht«, sagte sie. »Ich habe viele Männer unter meinen Patienten. Das Arbeitsleben ist hart, die Konkurrenz an jungen Nachfolgern wächst mit den Jahren. Verlangt wird geradezu ewige Jugend.« Ihr Blick sagte, dass er meilenweit von diesem Ideal entfernt war. »Erfolgreiche Manager haben wenig Zeit, sich ständig um ihr Äußeres zu kümmern. Da ist eine Operation oft die einzige Lösung. Man nimmt den Jahresurlaub, und wenn man an den Arbeitsplatz zurückkehrt, sieht man einfach erholt aus.« Eine Kleinigkeit, reine Routine, besagte ihr Gesichtsausdruck.

»Und das merkt keiner?«

»Doch, natürlich.« Sie lächelte, ein wenig nachsichtig, wie Adam fand. »Aber es machen alle. Man redet nur nicht drüber. Diskretion ist ein zwingender Bestandteil meines Berufs.«

Adam nickte, deshalb war er hier.

Dimitra Todorov stand auf, kam zu ihm herüber und beugte sich über sein Gesicht. Ein Geruchsgemisch aus teurem Parfüm und Desinfektionsmittel stieg ihm in die Nase. Ihre kühlen Finger fuhren sicher über seine Haut, zupften an den Wangen, hoben die Augenlider, strichen über die Brauen.

Endlich richtete sie sich auf. »Nach dem Augenlift sehen Sie fünfzehn Jahre jünger aus«, sagte sie. »Das verspreche ich Ihnen. Etwas Botox zwischen die Brauen, und die Falten unterspritzen wir. Haben Sie eigentlich nie daran gedacht, etwas gegen Ihre Nasolabialfalten zu tun?«

Adam räusperte sich. »Ehrlich gesagt, nein«, sagte er und tippte mit dem Zeigefinger gegen seine Nasenspitze. »Und was machen wir mit der Nase?«

Sie zog die Brauen zusammen. »Was ist damit?«

»Ich hätte gern eine andere Nase.«

»Sie ist gerade und passt in Ihr Gesicht.«

»Ich will trotzdem eine neue.«

»Eine Nasenoperation kann ein Gesicht total verändern«, gab sie zu bedenken. »Sie würden sich jeden Tag beim Blick in den Spiegel fremd vorkommen.«

»Das macht nichts.«

»Haben Sie denn Atembeschwerden?«

»Nein.«

»Dann gibt es keine medizinische Indikation«, sagte sie. »Aus kosmetischer Sicht ist die Operation jedenfalls nicht nötig. Ein gewisses Risiko besteht außerdem immer.«

Adam sah auf seine Hände hinunter und überlegte, wie er sie umstimmen konnte, ohne sich selbst zu verraten. Er dachte an die Villa, die Kunstsammlung und die Privatklinik, die er zwar noch nicht gesehen, über die er aber schon einiges von Julia gehört hatte. Irgendwann war das Anwesen wohl auch im Besitz der Familie Gimborn gewesen. Er hob den Kopf und sah seine Chirurgin direkt an.

»Ich brauche die Nase, egal, was sie kostet.«

Dimitra Todorov setzte sich wieder in ihren Sessel, stützte die Ellenbogen auf die Armlehnen und legte die Fingerspitzen

aneinander. Über ihre Hände hinweg musterte sie ihn eine Weile stumm. In ihrer Miene war nichts zu lesen.

Endlich räusperte sie sich und fragte: »Julia meinte, dass Sie Bankier sind?«

Bankier, nicht Banker. Adam wusste, dass sie sich jetzt auf einer Ebene befanden. »Ganz recht«, antwortete er und machte seine Geschäftsmiene. Jahrelang hatte er seinen Kunden nach bestem Wissen und Gewissen lukrative Fonds empfohlen und ihr Geld vermehrt. Die Anlage der Erträge sollte dann oft für streitsüchtige Ex-Partner oder Erben oder das Finanzamt nicht nachvollziehbar sein. Adam hatte stets so umsichtig gehandelt und veranlagt, dass auch die rechtmäßigen, aber immer älter und verwirrter werdenden Eigentümer irgendwann nicht mehr wussten, wo genau ihr Geld geblieben war. Und es auch nicht vermissten. Ihre Gier war sein Gewinn. »Investment«, fügte er in dem zurückhaltenden Ton hinzu, der einem erfolgreichen Fondsmanager zukam.

»Und Sie wollen ein neues Gesicht?« Sie fragte nicht, warum. »Das ist aber ein großer Aufwand.«

»Mich kann nichts schrecken.« Adam machte eine kunstvolle Pause, um die Wirkung seiner folgenden Worte vorzubereiten. »Natürlich auch nicht die Kosten.«

Er sah, wie es in ihr arbeitete. Seine Menschenkenntnis hatte ihn nicht getrogen. Sie war käuflich. Jetzt ging es nur noch um den Preis. Fast war er ein wenig enttäuscht. Zum Arztsein gehörte seiner Meinung nach auch ein gewisses Maß an Selbstlosigkeit.

Dimitra Todorov nickte, hatte sich entschieden. »Sie haben helle Augen und sind von Natur aus blond«, sagte sie. »Da gefärbte Haare bei einem Mann ohnehin immer eine katastrophale Wirkung haben, schlage ich vor, dass wir Ihren Typ betonen. Wir verschmälern die Augen, heben die Winkel an und verstärken die Wangenknochen. Die Nase muss verkleinert werden, dann fügt sie sich wunderbar in den Gesamteindruck. Das Ergebnis wird eine sehr attraktive skandinavische Physiognomie sein.« Ein Lächeln spielte um ihren Mund. »Sie werden überrascht sein.«

»Das klingt toll.«

Sie deutete auf sein Kinn. »Den Leberfleck da müssen wir

lassen«, fuhr sie fort. »Das gibt sonst eine auffällige Narbe, die den Blick erst recht auf diese Stelle lenkt. Aber unsere Camouflage-Spezialistin wird Ihnen zeigen, wie Sie den Fleck kaschieren können. Leider sind es solche Kleinigkeiten, die uns unverwechselbar machen.«

»Wann können Sie mich operieren?«

»Es gibt eine lange Warteliste.«

»Nennen Sie mir Ihr Honorar.«

»Andererseits ist bald Ostern, und über die Feiertage gibt es bestimmt noch ein paar Lücken auf dem OP-Plan.« Sie ließ ihren Blick noch einmal über sein Gesicht wandern, als wollte sie den Arbeitsaufwand beurteilen. »Na gut, Sebastian wird die Termine checken und sehen, wo wir Sie einschieben können. Es müssen noch eine Reihe Voruntersuchungen vorgenommen werden, und ich möchte, dass mein Anästhesist Sie sieht.«

»Wann?«

»In drei Wochen sind Sie wieder zu Hause.«

Adam schloss kurz die Augen. »Sehr gut.«

Danach würde er einen Urlaub in der Schweiz machen, so lange, bis er sich wieder unter Leute wagen konnte. Im April gleißte der Frühjahrsschnee auf den Alpenhängen, und ohne Sonnenbrille konnte man nicht vor die Hoteltür treten. Niemand in Gstaad würde sich zudem über sein frisch operiertes Gesicht wundern, im Gegenteil, es würde ihn zum Mitglied der Gesellschaft machen, die sich solche Operationen leisten konnte.

Dimitra Todorov musterte ihn neugierig. »Warum haben Sie es so eilig? Ich meine, das darf ich doch fragen, oder?«

Er beugte sich vor und sagte: »Arztgeheimnis?«

»Selbstverständlich.«

»Ich bin auf der Flucht.«

Sie lachten beide herzlich über diesen Scherz und beließen es dabei. Dimitra Todorov stellte keine weiteren Fragen. Adam wurde das Gefühl nicht los, dass sie nicht zum ersten Mal eine Gesichtsumwandlung machte, und als sie ihm die astronomische Höhe ihres Honorars einschließlich eines zehntägigen postoperativen Aufenthaltes in ihrer Privatklinik nannte, war er sich dessen sicher.

Zehn Minuten später nahm Sebastian seine Daten auf, erkundigte sich nach Vorerkrankungen, Allergien und Unverträglichkeiten sowie vorausgegangenen Operationen. Dann bestellte er ihm ein Taxi.

Als Adam zum Tor und zum wartenden Wagen ging, streifte sein Blick einen Strauch neben dem Weg. Unter den Ästen mit dem ersten zarten Frühlingslaub lag ein schwarzes Bündel. Bei näherem Hinsehen erkannte er die Krähe, die ihn bei seinem Eintreffen erschreckt hatte. Mit zerzaustem Gefieder, den Kopf mit dem mächtigen Schnabel schmerzhaft zurückgebogen, lag sie dort, die Augen gebrochen, tot.

Adam wandte sich schnell ab und lief zum Taxi. Er sagte sich, dass die Krähe wahrscheinlich krank gewesen und deswegen auch nicht vor ihm davongeflogen war. Wieder sagte er sich, dass er nicht abergläubisch war, aber der Anblick des toten Unglücksvogels ausgerechnet an dem Tag, an dem er die Weichen für sein neues Leben stellte, irritierte ihn.

Energisch schüttelte Adam den Gedanken ab und konzentrierte sich auf seinen nächsten Tagesordnungspunkt, den letzten. Er war mit Julia zum Dinner verabredet. Sie wollten sich in der Blauen Gans in der Getreidegasse treffen. Natürlich war sie auf den Ausgang des Gesprächs mit Dimitra Todorov neugierig. Er würde ihr wie immer die halbe Wahrheit erzählen, die geplante Nasenoperation verschweigen, sie ihr später als spontane Eingebung verkaufen. Dass seine Beziehung zu der Frau, mit der er sein restliches Leben zu verbringen gedachte, auf einem Berg von Lügen aufgebaut war, gab ihm gelegentlich zu denken, belastete ihn jedoch nie. Es war eben nicht zu ändern und in ihrem beiderseitigen Interesse.

Adam lehnte sich im Fond des Taxis zurück, und während die blühenden Gärten von Anif hinter dem Seitenfenster vorbeiglichen, freute er sich auf den bevorstehenden Abend mit Julia und die Nacht mit ihr. Er fasste in die Manteltasche und umschloss das kühle, glatte Gänse-Ei mit seinen Fingern. Mit einem Heiratsantrag wollte er bis nach der Operation warten. Das war ihm in der letzten Stunde klar geworden. Wenn er Dr. Todorovs Worten Glauben schenken konnte, würde er nach

der Operation nicht nur Jahre jünger aussehen, sondern auch ein attraktiver Skandinavier sein. Die Karten wurden also neu gemischt. Stand ihm dann nicht mit seinem neuen Aussehen auch eine andere Frau zu?

Vielleicht ergab sich ja noch etwas Besseres als eine Landarzttochter. Ein Mädchen aus einer weitverzweigten Adelsfamilie oder die Erbin einer einflussreichen Industrielldynastie? So eine Frau konnte ihm Türen zu einem Leben öffnen, von dem er bisher nicht einmal zu träumen gewagt hatte. Denn, so überlegte er, eigentlich wollte er weiterarbeiten und das Wissen, das er sich in den letzten Jahren angeeignet hatte, anwenden. Nur eben jetzt auf einer höheren, internationalen Ebene.

Adam dachte an die Bahamas.

Leute, die ihren luxuriösen Lebensabend dort verbrachten, hatten viel Geld. Das wollte schließlich veranlagt werden. Und auch diese Leute wurden älter, zerstreuter und damit unaufmerksamer. Ein Schauer des Glücks durchlief Adam bei dem Gedanken an seine zukünftigen Möglichkeiten. Er würde den Urlaub in der Schweiz mit Julia absagen und sich lieber sofort auf sein neues Betätigungsfeld konzentrieren. Wenn nur erst die Gesichtsumwandlung vorbei wäre.

Er konnte es kaum noch erwarten.

Drei Stunden später betrat er das Restaurant Blaue Gans durch den Häuserbogen, der die Getreidegasse mit dem Herbert-von-Karajan-Platz verband. Als er den Kellner begrüßte und das Ei aus der Tasche holte, sah er Julia bereits an dem Fenstertisch sitzen, den er immer für sie beide bestellte. Daneben stand ein Weinkühler, aus dem die obligate Champagnerflasche ragte. Das Glas vor Julia war schon fast leer.

Sie hatte auf ihn gewartet.

Der Anblick irritierte Adam, ja beeinträchtigte sogar seine euphorische Stimmung etwas. Zum ersten Mal in ihrer Bekanntschaft war sie vor ihm im Restaurant.

»Frau Gimborn ist schon da«, sagte der Kellner.

»Danke, sehr schön«, erwiderte Adam und ließ das Ei in seine Jackentasche zurückgleiten. Er würde es vom Verlauf des Abends

abhängig machen, ob er es überreichte, musste ab jetzt jeden Eindruck vermeiden, dass er die Beziehung auf eine neue Ebene heben wollte.

Er durchquerte das voll besetzte Lokal und ging zu ihrem Fenstertisch. Vor Julia blieb er stehen, beugte sich hinab und küsste sie flüchtig auf die Schläfe. Sie trug das Parfüm, das er für sie in Paris gekauft hatte, hatte davon mehr als sonst genommen, wollte ihm gefallen. Das erhöhte seine Wachsamkeit noch.

»Süße«, sagte er. »Kleines, heute schon so früh?«

Er setzte sich ihr gegenüber. Wirkte sie irgendwie ertappt? Nein, sie lächelte unbefangen, legte den Kopf auf die Seite und strahlte ihn an. Ihr langes dunkles Haar fiel weich über ihre schmalen Schultern. Die Ärmel ihrer hellblauen Bluse hatte sie lässig über den schlanken Armen aufgekremgelt, und sie trug wie immer kein Make-up, was sie noch jünger aussehen ließ.

»Spann mich nicht auf die Folter«, sagte Julia und richtete den Blick ihrer porzellanblauen Augen, die immer ein wenig kalt wirkten, auf ihn. »Was hat Dimitra gesagt?« Mit ihrer langen Hand fasste sie das Champagnerglas am Kelch, was er nicht leiden konnte, und drehte es auf dem Tischtuch. »Du weißt, meinetwegen musst du es nicht machen.«

Adam setzte ein Lächeln auf. Wie wichtig sie sich nahm, als wenn er nur für ein kleines Mädchen sein Gesicht verstümmeln lassen würde. »Danke, meine Süße, ich weiß.«

»Ich liebe dich, so wie du bist.«

»Ich dich auch.« Er sah sich nach dem Kellner um.

Julia nippte an ihrem Champagner. »Also, was hat Dimitra gesagt? Ist es kompliziert?«

»Schon mal von einer Nasolabialfalte gehört?«

»Klar.«

»Dr. Todorov will sie unterspritzen.«

»Aha, und weiter?«

Er zuckte die Schultern. »Eine Lidstraffung«, sagte er. »Dann sehe ich nicht mehr so müde aus.«

Sie riss die Augen auf. »Das ist alles?«

»Na, hör mal«, sagte er hörbar gekränkt. »Das klingt ja so, als wenn ich ein Fall für eine Rundumerneuerung wäre.«

Julia zwinkerte ihm schelmisch zu. »Wer weiß?«

Eine scharfe Erwiderung lag ihm auf der Zunge, aber gerade als er antworten wollte, trat der Kellner an den Tisch, und sie bestellte wie immer das große Romantik-Menü. Adam hatte eigentlich keinen rechten Hunger, wollte aber Fragen vermeiden und schloss sich ihr daher an.

Julia trank lächelnd Champagner. Rosé, wie Adam jetzt erst bemerkte. Das war neu und sicher auch teurer. Aber immerhin verdankte er ihr die Bekanntschaft mit der diskreten und verständnisvollen Frau Dr. Todorov.

»Also«, sagte sie und stellte das Glas ab. »Ich habe über unser Leben nachgedacht – ich meine, wo du doch nun selbstständig bist und nicht mehr jeden Tag in die Bank gehen musst.« Adam hatte ihr erzählt, er werde ab jetzt nur noch die Fonds einiger Großkunden managen, und zwar auf freier Basis und von seinem eigenen Büro aus.

»Ach ja?«

»Und du weißt doch, wie sehr ich Pferde liebe?«

Adam erinnerte sich dunkel, dass sie mal etwas von einer Reitbeteiligung erzählt hatte. »Natürlich, Süße.«

Der Kellner kam und stellte die Teller mit der Vorspeise ab. Gänseleber-Pâté, dazu ein Glas Grauburgunder. Adam nahm ein Stück Brioche und brach es auseinander.

Julia beugte sich vor. »Also, Sven sagt, dass es eine einmalige Gelegenheit wäre.« Sie sah ihm in die Augen und berührte mit den Fingerspitzen seine freie Hand. »Ein echter Glücksfall, und Sven kennt sich da aus.«

Adam zog seine Hand zurück, legte eine Scheibe Pâté auf die Brioche und schob den Bissen in den Mund. Selbst wenn er sich die Mühe gemacht hätte, darüber nachzudenken, hätte er nicht gewusst, wie oft Bankkunden schon versucht hatten, ihm eine einmalige Gelegenheit schmackhaft zu machen. In der Regel handelte es sich bei so einem Gespräch um das Vorgeplänkel zu einem Kreditansuchen ohne nennenswerte Sicherheiten, dafür mit der nebulösen Aussicht auf unrealistisch hohe Gewinne für die Bank.

»Wer ist Sven?«, fragte er kauend.